



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., J.: Feldmarschall Fürst von Ligne.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

letzter Instanz Wiederherstellung des römischen Weltreichs ist. Wo die Nationen ein eignes Leben haben und dieses Lebens sich bewußt sind, verliert der Ultramontanismus alle Macht.

Wenden wir diese Betrachtungen auf die politische Frage an, die uns hier zunächst vorliegt, so finden wir, daß zwei katholische Mächte, ohne dem Princip ihrer Confession das mindeste zu vergeben, den Versuch machen, an die Stelle des ultramontanen Principis das gallicanische, d. h. das nationale, zu setzen. Dieses Streben muß unsere ganze Sympathie haben; denn wird es glücklich durchgeführt, so kann die Rückwirkung auf unsere eigenen Zustände, auf die Trennung des Romanismus vom Katholicismus, nicht ausbleiben. Oestreich hätte jetzt wieder eine sehr günstige Gelegenheit, seine eigne Stelle zu befestigen, wenn es rasch entschlossen alle ultramontanen Beziehungen abwürfe und im Sinne Joseph des Zweiten das kirchliche mit dem bürgerlichen Leben zu versöhnen trachtete; es wird diese Gelegenheit nicht benutzen, und so bleibt uns nichts anderes übrig, als in Gemeinschaft mit dem glaubensverwandten und auch sittlich und national uns nahe stehenden England, was in unsern Kräften steht, anzumenden, daß jene Wiedergeburt der katholischen Nationen ohne Störung vor sich gehe. Daß die Abtretung der Romagna der katholischen Confession keinen Schaden thun wird, ist eben so klar, als daß sie den ersten Nagel hergibt zum Sarge des Ultramontanismus. † †

### Feldmarschall Fürst von Ligne.

Oeuvres du Prince de Ligne, précédées d'une introduction par A. Lacroix.  
4. Bd. Bruxelles, Schnée.

Man hat über den Einfluß der französischen Literatur auf die deutsche vielfache Untersuchungen angestellt; man hat namentlich die Nachtheile desselben hervorgehoben, und ein guter Theil unserer Literaturgeschichte sieht fast wie eine Aufsehnung gegen die Uebermacht der Franzosen aus. Ueber den vollständigen Umfang dieses Einflusses ist man doch noch nicht recht ins Klare gekommen.

In der Regel hat man nämlich nur zwei Phasen dieser Beziehung im Auge.

Die erste war diejenige, wo das „classische Theater“ der Franzosen für

mustergiltig galt, wo man sich aus Boileau und Batteux über die Regeln der Dichtkunst Rath erholte, wo man dem Lafontaine die Kunst ablernte, Fabeln zu machen, wo man in Alexandrinern schrieb und nicht abgeneigt war, die Henriade neben den Homer zu stellen: kurz das Zeitalter Gottsched's und seiner Schule, welches durch Klopstock und Lessing zertrümmert wurde. Daß in dieser Periode von deutscher Poesie nur wenig die Rede sein konnte und daß auch die französischen Muster, nach denen man sich bildete, in der Weltliteratur nur einen sehr bescheidenen Rang beanspruchen dürfen, ist durch jene Männer hinlänglich festgestellt. Neuerdings hat man dann wieder anerkannt, daß in jener Periode, wenn man sie als Uebergang betrachtet, auch manches Gute geleistet wurde; daß es bei der grenzenlosen Verwilderung der zweiten schlesischen Dichterschule und der volkstümlichen Hanswurstspiele sehr nöthig war, an Regel und Gesetz in der Kunst zu erinnern; daß die Regel der Franzosen am nächsten lag, nicht bloß weil sie in jener Periode am meisten ausgebildet war, sondern auch weil die vornehme Welt in Deutschland, deren Schutz man zur Förderung der jungen Literatur nicht entbehren konnte, soweit sie überhaupt in dieser Beziehung zurechnungsfähig war, sich nur französisch verständlich zu machen wußte. Gottsched, der beiläufig sehr schlecht französisch schrieb, hatte das ehrliche Bestreben, nach dem Muster der französischen Sprache die deutsche Sprache zu reinigen und zu veredeln, worin ihm bereits Thomastius den Weg gezeigt; wie nöthig eine solche Reinigung war, sieht man unter andern aus seinen eigenen Briefen. Die deutsche Sprache war eine Hanswurstjacks, aus Fetzen aller möglichen Sprachen zusammengesetzt, sie hatte alle organische Gliederung verloren. Der sogenannte Curialstil war ihr angemessenster Ausdruck, und die meisten Schriften jener Periode sehen aus, als wären sie von Fremden geschrieben, die sich des Gesetzes und des Geistes der deutschen Sprache noch nicht bemächtigt hätten. Trotz seiner Schwächen auch in der Grammatik und Stilistik hat Gottsched doch das große Verdienst, mit Hilfe seiner „deutschen Gesellschaften“ in diese Verwilderung einige Disciplin gebracht zu haben, welche dann die späteren befähigte, mit Freiheit zu schaffen, ohne dem Geist der deutschen Sprache untreu zu werden.

Die zweite Periode des französischen Einflusses, die man im Auge hat, ist die sogenannte jungdeutsche. Unter dieser Bezeichnung hat man nicht eine gewisse Anzahl von Schriftstellern zu verstehen, die von Menzel als gefährliche Franzosenfreunde gestempelt wurden, sondern ein halbes Menschenalter unserer Literatur, welches noch vor der Julirevolution beginnt und dem sich erst in der Mitte der vierziger Jahre eine siegreiche nationale Reaction entgegenstellt. Auch hier begegnen wir wieder dem Einflusse Voltaires: nur ist es diesmal nicht der Dichter der Henriade, sondern der frivole Spötter, der das Christenthum lächerlich macht und mit seiner boshaften Analyse auch den Glauben

an die sittlichen Mächte erschüttert. Neben ihm stehen die modernen Roman-  
schreiber, die St. Simonisten, die Verkünder einer Religion des Fleisches  
u. s. w. Der schädliche Einfluß dieser Literatur ist bereits hinlänglich gewür-  
digt; im gegenwärtigen Augenblick können wir unbefangen genug sein, auch  
ihre positiven Seiten anzuerkennen: sie war nothwendig als Kritik der  
Restaurationsliteratur, die theils in einer hohlen poetischen Convenienz, theils  
in einer steifen schwerfälligen Schulsprache versumpfte.

Man sieht, daß in diesen beiden Perioden der Einfluß der Franzosen ein  
entgegengesetzter war, daß sie erst als Zuchtmeister, dann als Aufwiegler auftraten.  
Unter diesen beiden Formen pflegt man sie sich auch gewöhnlich vorzustellen:  
entweder mit der Allongensperrücke und dem Galanteriedegen, im Tänzerpaß  
den Alexandriner declamirend, oder als Sansculotten, die rothe Mütze  
auf dem Kopf, im Gefolge tobender Fischweiber betrunken die Marsellaise  
brüllend.

Es liegt aber zwischen diesen beiden Perioden noch eine dritte, deren  
Einfluß auf unsere Literatur weniger auffällt und doch sehr hoch anzuschlagen  
ist. Will man sich diesen Einfluß sinnlich vor's Auge stellen, so blättere man  
in dem Briefwechsel der Rahel. Der Ton dieses Briefwechsels weicht so we-  
sentlich von der Art ab, in der man früher zu schreiben pflegte, und sieht  
trotz einzelner Schönheiten mitunter so gezwungen aus, daß man im ersten  
Augenblick über seinen Ursprung nicht ins Klare kommt: vergleicht man ferner  
den Ton dieser Briefe z. B. mit den Aphorismen des Athenäums, die in  
dieselbe Zeit fallen, kurz mit den Versuchen der jungen Dichter und Kritiker,  
die noch viel lauter und leidenschaftlicher als Lessing gegen das Franzosenthum  
declamirten, so findet man eine seltsame Uebereinstimmung. Man erinnert  
sich dann, daß die Schlegel, Tieck, Bernhardi u. s. w. viel in den Salons  
der Rahel und der übrigen geistreichen Berliner Töchter verkehrten und daß  
ihre Richtung hier zuerst gewürdigt wurde. Die liebenswürdigste Frau dieses  
Kreises, Henriette Herz, gibt in ihrer Ehe mit dem Kantianer Markus Herz  
ein recht auffallendes Beispiel, wie hart die alte und neue Zeit an einander  
stoßen, nicht bloß in Sprache und Denken, sondern auch in Sitte und Em-  
pfindung.

Wo ist nun die eigentliche Quelle dieses veränderten Tons zu suchen?  
Der Einfluß Goethe's ist es nicht allein; denn zwischen Poesie und Prosa  
bleibt immer ein gewaltiger Unterschied, und in Goethe's Prosa, so schön sie  
ist, wird man selten oder nie an die Kühnheiten seiner poetischen Sprache er-  
innert: sie ist auch darin classisch, daß man aus ihr sofort die Regel eines  
guten d. h. sachgemäßen Stils entnehmen könnte. — Ein Licht geht uns auf,  
wenn wir in Rahel's Correspondenz die französisch geschriebenen Briefe ins  
Auge fassen, darunter die Briefe des Mannes, dessen gesammelte Werke uns

zu diesen Bemerkungen veranlaßt haben. Hier ist genau derselbe Ton, aber er klingt vollkommen natürlich, man hat das Gefühl, als müßte es so sein. Und sehen wir uns dann weiter in der Literatur um, so entdecken wir, daß dieser Ton der echt französische ist; vor allem wieder der Ton Voltaire's, aber viel älter als dieser große Schriftsteller. Wir brauchen gar nicht auf die geistreichen Französinen zurückzugehen, auf die Sévigné und wie sie alle heißen: wir haben im 17. Jahrhundert Pascal, im 16. Montaigne, und aus diesen Schriftstellern könnten wir lange Sätze ins Athenäum aufnehmen, ohne daß man den Unterschied besonders merken sollte. Es mag den Nachkommen der alten Romantik, den leidenschaftlichen Franzosenfeinden, seltsam genug erscheinen, wenn man auch sie mit den Franzosen in Zusammenhang bringt, aber die Sache verhält sich wirklich so. Freilich sind die späteren, die Werner, die Fouqué u. s. w. daran nicht schuld; es ist hier nur von den Stiftern der Schule die Rede, die in ihrer guten Zeit auch wohl die Jakobinermäße nicht verschmähten, und die, als sie alt geworden waren, zu der so sehr angefochtenen Allongeperrücke zurückkehrten. Man merke dabei noch an, daß der beste Stilist unter ihnen, daß A. W. Schlegel eben so gut französisch als deutsch schrieb.

Man muß, um den Einfluß der Franzosen in seinem ganzen Umfang zu würdigen, jene drei Seiten ihres Wesens in Anschlag bringen: einmal die Fähigkeit zur Disciplin, aus der die Akademie eben so hervorgegangen ist, wie sie dieselbe gefördert hat, eine Disciplin, aus der sich auch die Möglichkeit des Bonapartismus erklärt; sodann die Fähigkeit, im entscheidenden Augenblick ganz in Furie aufzugehen: das Jakobinerthum, die Bluthochzeit, und weiter zurück bis zur Jacquerie; endlich jene angeborene boshafte Grazie, die mit dem Degen eben so gut umzugehen weiß, als mit dem Wort: der Geist der Fronde, das Bonmot, der Esprit, mit einem Wort, das Talent des paradoxen Denkens und Empfindens. Die Franzosen sind nicht solche steife Gliederpuppen der Regel, wie man sie oft abbildet, sie haben es freilich gern, wenn sie in ihrem Denken und Empfinden einmal eine Pause machen und sich für diesen Zeitraum einer höhern Autorität anvertrauen zu können: aber fangen sie einmal an zu denken oder zu fühlen, so regt sich der Zuave, und ihre Verwegenheit erschrickt vor nichts.

Voltaire ist der vollständigste Franzose, in ihm sind alle drei Richtungen gleichmäßig ausgebildet. In seinen kleinen prosaischen Schriften, wo alles Anmuth und Malice ist, wird man an den Dichter der Henriade gar nicht erinnert, der mit der Allongeperrücke geboren zu sein scheint, und wer etwa in seinem Wirken die concentrirte Leidenschaft vermißt, der schlage die Stellen in seinen Briefen auf, wo der Refrain: *Erasez l'Infame!* eintritt.

Der Fürst, dessen Schriften hier in neuer vollständiger Ausgabe erscheinen,

gehört, obgleich selber kein Franzose, ganz dieser französischen Bildung an. Er ist von belgischer Herkunft und hat sein langes Leben in österreichischen Diensten zugebracht. 1735 geboren, hat er ein Alter von 80 Jahren erreicht. Nach dem siebenjährigen Krieg wurde er von seinem Hof nach Paris geschickt, machte Reisen durch England, Italien, die Schweiz, war auch bei Friedrich dem Großen als geistvoller Plauderer gern gesehen, nahm dann am bairischen Erbfolgekrieg Theil und kehrte wieder nach Paris zurück, wo er der vertraute Freund der Königin Marie Antoinette war. Dann schickte man ihn nach Rußland, die Kaiserin, die er immer als Cathérine le grand bezeichnet, machte ihn zu ihrem Günstling, er begleitete sie nach der Krim und focht für sie gegen die Türken. Eine Zeit lang spielte er auch eine kleine politische Rolle, er nahm an den Ständen von Hennegau Theil. In die Revolution konnte er sich nicht finden, sie hatte für ihn keinen Sinn. Es verdroß ihn, daß der Adel und mit ihm die Parlamente den Geist der Fronde fortsetzten, und wenn diese Art von muthwilliger Opposition endlich zum Umsturz des Staats führte, so schob er die Schuld hauptsächlich auf die Schwäche des Hofes. Uebrigens blieb er unbefangen genug, die Vorzüge der Franzosen auch da noch anzuerkennen, als sie ihm in einer verhaßten Form entgegentraten: lesenswerth sind namentlich seine Bemerkungen über das Militär zur Zeit der Revolution. Nach dieser Zeit zog er sich ins Privatleben zurück, lebte stets im Kreise der glänzenden und geistvollsten Gesellschaft und verschmähte auch noch als alter Herr nicht, jungen Damen den Hof zu machen, gleichviel welchem Stande sie angehörten. Barnhagen erzählt davon einige recht spaßhafte Züge.

Der Fürst war, wie alle seine Bekannten bezeugen, nicht bloß ein liebenswürdiger, geistvoller und gutherziger, sondern auch ein guter und edler Mensch, und wenn er im Sinn seines Zeitalters der epikureischen Philosophie huldigte und für dieselbe in seinen kleinen Schriften ebenso Propaganda machte, wie er sie als Lebensvirtuose ausübte, so geschah das mit dem Vorbehalt, daß der wahre Genuß nur der Güte des Herzens möglich sei. Sein Glaubensbekenntniß spricht er am vollständigsten in einem kleinen Aufsatz aus, der an der Spitze seiner Schriften steht: *Le parfait égoïste*. Dieser vollständige Egoist bezeichnet ebenso sein eignes Ideal wie bei Friedrich Gagern der „Mann der That“. Sein Egoismus besteht darin, daß er nur vergnügte Gesichter um sich sehen will: er macht das Glück aller seiner Umgebungen, lebt nur für die Seinigen, weil nur das ihn zufrieden macht, ja er opfert sich endlich für dieselben auf, weil es ihm unbequem wäre, sie untergehen zu sehen. In diesem allerliebsten Gemälde ist nur ein Zug, der uns auffällt. Ein Bedienter meldet ihm einmal, daß seine Frau häufig Besuche von einem gewissen Herrn empfängt; zuletzt merkt er, was alle Welt merkt, aber — er läßt sich nichts merken. Das wiederholt sich noch mit ein Paar Herrn, aber weil die Dame sieht, daß

ihr Mann sich gar nichts daraus macht, wird sie endlich der Sache müde. — Dieser Zug ist nicht unwesentlich zum Verständniß der französischen Revolution, denn er zeigt, wie bei dem Adel das bereits ins Wanken gekommen war, worauf seine eigentliche Kraft beruhte. — Der erste Band enthält noch eine Reihe kleiner Abhandlungen ähnlicher Art, außerdem eine Lebensbeschreibung des Grafen Bonneval, jenes bekannten Abenteurers, der türkischer Pascha wurde, mit Beilagen, die uns sehr lebhaft in die Geschichte jener Zeit versetzen.

Der zweite Band enthält die „militärischen Phantasien,“ unter allen seinen Schriften die vielleicht am sorgfältigsten ausgearbeiteten: sie sind im Geist Larochefoucauld's, aber ohne die Bitterkeit, die dieser fast nie verleugnet. Außerdem die sehr ausgebreitete Correspondenz mit Männern vom ersten Range: mit Kaiser Joseph, der Kaiserin von Rußland, dem König von Polen, dem Fürsten Kaunitz u. s. w.; am ausführlichsten über die Reise in der Krim und den türkischen Feldzug. Am interessantesten sind die Briefe an die Kaiserin Katharina, von der er außerdem ein ausführliches Porträt gibt. Sie war klein, aber man merkte es nicht, wegen ihrer würdevollen Haltung. Alle Bewegungen waren bei ihr abgemessen und methodisch, sie hatte nichts vom französischen Esprit und sagte selbst, sie würde in Paris für einfältig gelten; dagegen war sie harmlos in ihrer Unterhaltung und konnte sich über Kleinigkeiten belustigen. In den Briefen an den Fürsten unterzeichnete sie sich zuweilen *Votre imperturbable*, hauptsächlich weil ihr das Wort so viel Vergnügen machte; zuweilen brachte sie eine Viertelstunde damit zu, gemessen und feierlich das Wort *imperturbabilité* auszusprechen. — Unter den Briefen des Fürsten verräth den herrschenden Ton am meisten derjenige, in welchem er halb im Ernst halb im Scherz die Vorzüge einer weiblichen Regierung auseinandersetzt, da die Kaiserin gegen ihn den Wunsch ausgesprochen hatte, ein Mann zu sein. *Une souveraine accoutumée à voir tous les hommes à ses pieds, comme reine et comme femme, est moins sujette à l'humeur.* Daher könne man ihr viel leichter die Wahrheit sagen. *Ce qui n'est que fermé de la part d'une femme, est souvent entêtement de la part d'un homme. Ce qui n'est qu'indulgence, paresse ou facilité dans l'une, est faiblesse dans l'autre. Que d'accessoires et de petites choses qu'on ne remarque pas contribuent à des résultats importants! La belle tunique de velours nacarat brodée que porte Votre Majesté, fait plus d'effet que des bottes et une écharpe; vos cinq gros cailloux de diamants, placés dans les cheveux, éblouissent plus qu'un chapeau toujours ridiculement grand ou ridiculement petit. Votre belle main électrise depuis la sentinelle qui la baise jusqu'aux Heraclius et aux Gherai (den Tartarenfürsten): la main peut-être sèche et décharnée d'un grand homme ne me ferait pas le même enthousiasme, et l'adulateur le plus prompt à la saisir s'y casserait le nez.*

— Für einen Diplomaten vom Schlage des Fürsten v. Ligne gibt es freilich mehr an einem Hofe zu thun, wo ein weiblicher Genius waltet.

Der dritte Band enthält Bemerkungen über die französische Revolution, von denen wir einiges mittheilen, um zu zeigen, wie ein großer Herr von damals sich die Sache vorstellte. — Ich gehöre nicht zu den ehrenwerthen Mitgliedern, sagte er, die, nachdem sie ein Paar Jahre mit der Revolution gespielt, sich jetzt aus Widerspruchsgeist oder Eigennuz zu Royalisten machen. Ich bin nicht wie jener Marquis, der fest überzeugt ist, daß ohne sein Marquisat Europa zu Grunde geht. Aber ich meine, daß man des allgemeinen Besten wegen alle diese Dinge so viel als möglich wieder herstellen muß, weil die Welt um so ruhiger sein wird, je zahlreicher die Stufen, Classen und Gliederungen sind, die zwischen dem König und dem Sänstenträger liegen. — Jedermann legt sich auf seine Weise die Gründe der Revolution zurecht. Sie ist ausgebrochen, sagen die Frommen, weil man die Encyclopädie las; die Ludwigsritter, weil Herr von St. Germain boshafter Weise die Pensionen beschnitt; der Clerus, weil es keinen Beichtvater von Distinction gab, der den König hätte leiten können; die lustigen Vögel, weil der König keine Maitresse hatte; die Minister, weil er sich ihnen nicht unbedingt anvertraute; die jungen Leute vom Hof, weil man ihnen keinen Gesandtschaftsposten gab; die kleinen Hofräulein, weil ihre Liebhaber noch nicht Marschälle von Frankreich waren; die Literaten, weil sie keinen Collegen im Ministerium hatten; die Dichter, weil man bei Hof die Verse nicht liebte; die Juweliere, wegen der Halsband-Geschichte; die Soldaten, weil nur der Edelmann Officier wurde; und die jungen Pedanten aus der guten Gesellschaft, weil die Königin sich mit ihren Projecten nicht ennuyiren wollte. Was mich betrifft, der alle diese Dinge von nahe bei gesehen, so sage ich: les sots, les scélérats, les gens d'esprit: erreurs, horreurs, stupeur. — Ohne daran zu denken, arbeitete die gute Gesellschaft aufs eifrigste an der Republik. Sie hatte nicht Charakter genug, um die Zeiten der Ligue, nicht Geist genug, um die der Fronde zu erneuern; sie schmollte mit dem Hof, machte Spottlieder gegen ihn und feierte jeden, der in Ungnade gefallen war. Niederträchtigerweise schickten die Minister Aufwiegler von Profession nach Polen, nach Nordamerika, nach Brüssel, ja bis nach der Türkei. Diese Wirthschaft im auswärtigen Amt hat mehr zur Revolution beigetragen als die Maitressen Ludwigs des Funfzehnten. Das königliche Paar beging nur den Fehler, daß es die bösen Zungen ungestraft lästern ließ. Die sogenannten ehrlichen Leute waren vom Fieber der Anglo-manie ergriffen. Alle Pflastertreter, der Herr Herzog, der Herr Marquis, der Herr Bischof und der Herr Abbé schrien wetteifernd: wir wollen etwas sein! wir haben kein Geschäft, wir wollen arbeiten, wir sind mit zur Regierung unseres Landes berufen! — Wenn man in den guten alten Zeiten dem Mar-

schall Richelieu oder dem schönen Létorière vorgeschlagen hätte, sich in ein Bureau einzuschließen, sie hätten den Rathgeber zum Fenster hinausgeworfen und gesagt: wir wollen uns für den König schlagen, aber uns nicht für ihn ennuyiren! Wenn ich arbeiten wollte, hätten sie gesagt, so würde ich meine Schuldigkeit bei mir zu Hause thun; aber ich ziehe die Pariser Mädchen vor. — Niemals war man so wenig liebenswürdig, so wenig hübsch bei Hofe, Männer und Frauen, als 1786. Man sah sich zu häufig und zu früh am Morgen. Die Frauen machten keine Toilette, die Männer gingen gestiefelt und mit jenem schmutzigen Ansehen, das das feuchte Klima von Paris gibt. Sie standen früh um sechs Uhr auf, um Memoiren gegen die Tauben und Kaninchen zu schreiben. Létorière legte sich um sechs Uhr Abends schlafen, um Mitternachts, schön wie der Tag, auf einem Ball zu erscheinen. Wer denkt jetzt noch daran, den Leuten gefallen zu wollen! Von Unmuth, distinguirten Gesichtern, eleganter Haltung ist keine Rede, es gilt für guten Ton, so schlechten Ton als möglich zu haben. Die Männergesellschaften, aus Leuten von Geist oder aus Militärs zusammengesetzt, haben den Ton verdorben. Wie oft habe ich nicht diesen Leuten, wenn sie im Foyer der italienischen Oper Gemeinplätze über die Staatsverfassungen vorbrachten, als ob sie Engländer wären, zugerufen: was gehen euch Pitt und Fox an, laßt doch das den armseligen Zeitungsschreibern! aber diese Leute wußten nicht, wie sie sich amüsiren sollten, und darum fingen sie an tief zu werden, sie setzten sich hin, schrieben über Moral und langweilten sich und Andere. Das war früher ganz anders. Der schöne Létorière hat nie etwas anderes geschrieben, als das Billet: „Ich liebe dich bis zur Naserei und werde zwischen 11 und 12 zu deinen Füßen sein.“ Dieses Billet schrieb er freilich allnächtlich an ein Duzend Personen zu gleicher Zeit. Die übrige Zeit des Tages nahm das Nachdenken darüber hin, ob man Orangenpuder oder Jasminpomade wählen sollte: solche Leute machen keine Revolution. — Damals hatten die jungen Leute keine Zeit zu denken; selbst die Heirathen bei Hofe dienten dazu, die Religion zu kräftigen; man machte wohl mitunter ein etwas frivoles Gedicht, aber man ging in die Messe, und den Freigeist zu spielen, hätte für den schlechtesten Ton der Welt gegolten. — Fremde Abenteurer, ein Apotheker aus Spaa und zwei Sündenböcke aus Brabant, führten die Nationalcocarde in Frankreich ein und zeigten dem Volk seine Stärke; sie zeigten ihm, daß ein Corporal mit sechs Soldaten nicht Kraft genug hat, einen Volkshaufen von 10,000 zu zerstreuen, wenn man ihn eben nicht respectirt. — Man sage doch nicht, die Philosophie habe diese Revolution gemacht! Ich habe keinen Philosophen gesehen, wohl aber große Herrn, die die Bürgerlichen, und Bürgerliche, die die großen Herrn spielten. Freilich brauten Leute von Geist mitunter ein gar zu kühnes System zusammen, aber es fiel ihnen lei-

nen Augenblick ein, daß man sie beim Wort nehmen könnte. Sie betrogen sich in ihren Schriften wie die jungen Musketiere, wenn sie in den Straßen von Paris die Fenster zerschlugen: das war freilich nicht recht.

Und so plaudert der alte Herr noch eine Weile fort; dann setzt er hinzu: Aber ich merke, daß die Liebe zum Guten, diese unglückselige Passion, mich verführt hat, über Dinge zu reden, die mich nichts angehen. — Darauf folgen Bemerkungen über die französische Armee zur Zeit der Revolution, zum Theil sehr fein: er macht darauf aufmerksam, daß die Franzosen einen militärischen König brauchen; daß sie sehr geeignet sind, sich für den Angriffskrieg zu organisiren, wenn man ihren Ehrgeiz anruft, daß sie aber für den Vertheidigungskrieg nicht zu brauchen sind. In solchen Fällen sagt der Bürger: ich bezahle die Soldaten, sie mögen sich für mich schlagen, und dem Bauer fällt es nicht ein, die Flinte zu nehmen und für Weib und Kind eines Andern zu sechten: er wartet bis die Reihe an ihn kommt.

Außerdem enthält der dritte Band Charakterbilder in der Weise Labruheres, voll Wig und Anmuth, z. B. *le débauché et le libertin, les gens d'esprit et les académie*, und eine Reihe von Frauenportraits, die zum Theil wol wirkliche Portraits sein mögen. — Der vierte Band erzählt unter Andern einige Unterredungen mit Voltaire und Rousseau, auch ein kleines Lustspiel ist darin: die Entführungen oder das Leben auf einem Schloß 1785. Die Erfindung der Handlung ist ziemlich schwach, aber die Sittenbilder sind eben so treffend als reizend; es gehört in die Gattung der später so beliebten Sprichwörter. Der übrige Theil des Bandes besteht aus Aphorismen unter verschiedenen Titeln, in denen zuweilen freilich mehr geplaudert wird, als gerade nöthig wäre; doch blättert man gern darin, da man häufig auf sehr feine Bemerkungen stößt.

### Württembergische Zustände.

Stuttgart, den 15. Jan. Wer gegenwärtig durch Württemberg reist, könnte sich versucht fühlen, aus dem ruhigen Zustand des Landes, dem seit einigen Jahren in Folge günstiger Ernten zunehmenden Wohlstand, der überall sich kundgebenden industriellen Thätigkeit und der geringen Theilnahme an den